

SCHUBRING

KRIEGSPFARRER IM ZWEITEN WELTKRIEG

Aleky

"Die Arbeit der Feldseelsorge im Kriege"

Bericht

Horst Schubring - Kriegspfarrer im zweiten Weltkrieg

Aktiv

Ich bin am 8. 6. 1912 in Pommern als Sohn eines Volksschullehrers geboren. Ich habe die sehr gründliche humanistische Ausbildung an einem alten Gymnasium, dem Fürstin Hedwig Gymnasium in Neu-Stettin, gehabt, was mich sehr geprägt hat. Nach dem Abitur, das ich mit 17 Jahren gemacht habe, habe ich dann angefangen, Theologie zu studieren, zunächst in Königsberg. Ich mußte dort noch das Hebraicum nachmachen bei dem bekannten Alttestamentler Noth und habe dort vier Semester zugebracht. Das waren eigentlich die schönsten Semester meines Lebens. Königsberg ist ja eine wunderbare Stadt mit herrlichen Ausflugsmöglichkeiten. Ich war dort aktiv in einer schlagenden Verbindung.

Meine Jugend ist geprägt durch ein konservatives Elternhaus. Mein Vater war ein Volksschullehrer vom altem Schrot und Korn. Er war politisch später bei der Deutschen Volkspartei angesiedelt, zunächst war er deutschnational. Ganz zum Schluß war er bei der Deutschen Staatspartei. So erlebte ich im Elternhaus immerhin doch sehr viel Kritik an der bürgerlichen Gesellschaft in einer Prägung, wie sie in einem solch konservativen Lande eben vorhanden war.

In Königsberg habe ich die Einführungsvorlesungen genossen. In lebhafter und dankbarer Erinnerung sind mir Leute wie Schniewind, der mich sehr beeindruckt hat, selbstverständlich Iwand, auch Vogelsang, ein späterer Deutscher Christ, ein Kirchengeschichtler, den wir sehr gerne gehört haben. An Schniewind hat mir vor allem seine streng biblische Theologie gefallen, bei Noth die gründliche Ausbildung im Hebräischen und die gründliche Interpretationsmöglichkeit eines alttestamentlichen Textes. Bei Vogelsang war es die Weite seiner kirchengeschichtlichen Vorlesungen. Bei Schniewind war es auch seine große Menschlichkeit. Wir haben es erlebt, was ja heute bei den großen Massenuniversitäten gar nicht mehr der Fall ist, daß wir gruppenweise bei ihm zum Kaffee eingeladen wurden. Das war ein sehr großes Erlebnis.

Von den ethischen und systematischen Vorlesungen ist nicht so sehr viel bei mir hängen geblieben.

Ich bin dann für zwei Semester nach Berlin gegangen. Es muß 1933 gewesen sein. Ich hatte das Glück, die großen alten Leute noch zu hören, wie zum Beispiel Lietzmann (Kirchengeschichte), Deissmann (Religionsgeschichte), dann Axel und Erich Seeberg. Erich Seeberg ist mir als ein glänzender Rhetor in Erinnerung geblieben. Fendt als Praktischer Theologe hat mich sehr beeindruckt wegen seiner Schlichtheit und seiner biblischen Ausrichtung. Es war eine große Zeit, und es war gleichzeitig der Aufbruch zum Nationalsozialismus, auch an der Universität. Ich selber hatte zum Nationalsozialismus ein etwas gebrochenes Verhältnis. Die Prägung durch das Elternhaus führte dazu, daß man selbstverständlich als ein nationaler junger Mensch offen war für die ganzen Fragen, die durch Versailles bei uns im Volk gegeben waren. Das wurde lebhaft diskutiert. Die Reaktion auf diese Behandlung durch Versailles war der Zusammenschluß der Jugend und der jungen Männer in den vaterländischen Verbänden. Ich hatte mich damals dem Jungstahlhelm angeschlossen und war im Jahre 1933, als ich nach Berlin kam, noch Jungstahlhelmer. Auch war ich stark dem Militärischen zugewandt. Wir haben freiwillige Übungen gemacht beim "Grenzschutz Ost", wie es bei uns in Pommern hieß. Als die Wehrmacht später die allgemeine Wehrpflicht einführte, machten wir auch dort noch freiwillige Übungen. Wir waren damals durchaus davon überzeugt, daß man als junger deutscher Mensch dort seinen Platz hätte. Ich schäme mich dessen überhaupt nicht. Aufgrund dieser konservativen Grundeinstellung und der Mitgliedschaft beim Jungstahlhelm hatte ich dann die ersten Kontroversen in Berlin.

Die studentische SA, die sich im Vorhof der alten Wilhelms-Universität in jeder Pause sammelte, versuchte, den Stahlhelm zu vereinnahmen und an die Wand zu drücken. Die beinahe "klassenkämpferischen" Methoden der SA paßten nicht in unser Weltbild hinein. So hatten wir uns eine nationale Erneuerung jedenfalls nicht vorgestellt. Die SA sprach von "Arbeitern der Faust" und "Arbeitern der Stirn". Der Arbeiter wurde als der Prototyp des deutschen Menschen in den Vordergrund gestellt, in der politischen Situation vielleicht durchaus verständlich (s. Hitlers "Mein Kampf"). Alles, was einer bürgerlichen Schicht angehörte, die konservativ war, angefangen von Angehörigen des Adels bis hin zur echten geistigen Elite, wurde als zweitrangig angesehen. Sie waren zwar

"Arbeiter der Stirn", aber doch im Grunde in diese große Arbeiterbewegung nicht eingeschlossen.

Wir hatten verschiedene Diskussionen und Auseinandersetzungen mit der deutschen Glaubensbewegung, die später jedoch keine bedeutende Rolle mehr spielte. Ein blonder Mann mit Schillerkragen lief da herum, der bei den Externsteinen bei Detmold etwas gefunden zu haben glaubte. Wir haben mit jugendlichem Eifer und Humor an seinen Vorträgen teilgenommen. Es bahnte sich also schon so etwas an wie eine innere Abwehr der nationalsozialistischen Ideologie. Die Abwehr steigerte sich natürlich, nachdem man sehr intensiv Rosenbergs Mythos gelesen hatte. Das war ja theologisch überhaupt nicht mit unserer Haltung zu vereinbaren. Ich betone aber, daß man natürlich als junger Mensch gefangen war von dem nationalen Impetus, dem nationalen Schwung dieser Zeit. Daran besteht überhaupt kein Zweifel. Wer das aus meiner Generation leugnet, der scheint mir doch etwas zu verdrängen oder saß eben a priori bereits auf einem anderen Dampfer.

Meine geistige Entwicklung hat sich im Rahmen verschiedener Gruppen vollzogen. Zu meinem Elternhaus zählte ein großer Bekanntenkreis, darunter auch einige der später bekannten Pfarrer der Bekennenden Kirche in Pommern. Auch meine Verbindung war konservativ ausgerichtet (Deutsche Landsmannschaft). Dazu kamen die Gespräche mit Kommilitonen und Professoren. Deissmann konnte es sich nicht verkneifen, sehr deutlich über die damals einsetzende Gleichschaltung zu sprechen und sie sehr abfällig zu kritisieren.

Von Königsberg bin ich nach Greifswald gegangen in meine eigentliche Heimatuniversität. Hier habe ich mit Sicherheit den entscheidenden Anstoß bekommen für meine spätere Entwicklung, denn ich bin in Greifswald in das Theologische Studienhaus in der Steinstraße eingezogen, ein Haus, in dem etwa ein Dutzend junger Theologen sehr hübsch und nett untergebracht waren. Der Studieninspektor war zu meiner Zeit der spätere Professor Heinrich Greeven, und der Ephorus dieses Hauses war der Religionsgeschichtler und Neutestamentler Deissner. Wir waren in diesem Konvikt zunächst einmal in einer sehr strengen Zucht. Der Tag begann mit einer Andacht, und nach der Andacht gab es nicht etwa das Frühstück, sondern jeden Tag eine Stunde kursorische Lektüre in Lateinisch, Griechisch und Hebräisch. Ich habe daran eine gute Erinnerung, weil ich da sehr viel gewonnen habe. Ich erinnere mich

vor allen Dingen an die Übungen im Neuen Testament bei Heinrich Greeven und die Übungen im Alten Testament bei Fichtner, der später in Bethel eine Professur bekommen hat, nachdem er aus Greifswald emigriert war. Durch das Studienhaus hatten wir den unmittelbaren Zugang zur Fakultät, weil die Fakultät in unserem Haus ihre Übungen hielt. Nach den Übungen gab es ein sehr schmales Frühstück. Es war aber eine schöne Zeit. Dann ging man ins Kolleg. Die älteren Semester blieben zuhause und arbeiteten an ihrer Examensarbeit. In Greifswald gab es einige Leute, die mich sehr beeindruckt und gefördert haben, zum Beispiel im Neuen Testament der von uns sehr geliebte Joachim Jeremias, ein Bibli-zist, der uns grundlegend in das neue Testament einführte. Seine Übungen und Seminare, an denen wir teilnahmen, möchte ich als das Wertvollste bezeichnen. Rudolf Hermann ist recht bekannt als Systematiker u.a. durch sein Buch "Gerecht und Sünder zu-gleich". In der Kirchengeschichte hörten wir Hermann Wolfgang Beyer, der im Kriege als Divisionspfarrer gefallen ist. Ich ha-be in unmittelbarer Nähe seines Abschnitts gelegen. Er wollte am heiligen Abend einen Verwundeten bergen und kroch heraus, obwohl man ihm abgeraten hatte. Man sah nur noch, wie er durch einen Kopfschuß, sich noch kurz erhebend, fiel. Als man seine Leiche nachts bergen wollte, hatten die Russen ihn bereits weg-genommen. Das war, wenn ich mich nicht irre, im Kuban-Brücken-kopf.

Ich war in Greifswald eng vertraut mit dem Ephorus, Professor Deissner, war dann Senior in seinem Seminar und habe dort durch ihn, der ein begnadeter Religionsgeschichtler war, einen tiefen Einblick in die religionsgeschichtliche Umwelt des Neuen Testa-ments nehmen können. Nicht vergessen möchte ich den Senior der christlichen Archäologie, Professor Dahlmann, der damals noch in seinem Seminar arbeitete. Wir haben ihn sehr geliebt, und er hat auch einiges für uns getan. Es war eine grundsolide theologische Ausbildung.

In diese Greifswalder Zeit fällt der immer stärker und unange-nehmer werdende Kirchenkampf. Wir bekamen einen deutschchrist-lichen Bischof, der menschlich sicher ganz in Ordnung gewesen ist. Es gab einen Widerstand aus der Pfarrerschaft heraus und es geschah, was überall geschah: Der Pfarrernotbund breitete sich aus, aus dem die Bekennende Kirche wurde. Das Theologische Stu-dienhaus ging geschlossen zur Bekennenden Kirche über, auch die

Professoren standen ihr nahe und gehörten ihr zum Teil sogar an. Vom Theologischen Studienhaus aus habe ich mein erstes theologisches Examen gemacht. Die Theologenschaft war zerspalten. Sicher 40 - 50 % gehörten zur BK und meldeten sich beim Bruderrat zur Prüfung. Ich habe das Examen mit Summa cum laude bestanden. Nach dem Examen mußte ich in das Vikariat und kam zur Ausbildung in die Hände eines sehr klugen und tüchtigen Menschen. Das war der Professor Völger, der saß in einer kleinen Gemeinde unmittelbar vor den Toren von Greifswald. Er durfte nicht mehr lesen und hatte seine kleine Pfarrei, wo er wissenschaftlich arbeitete. Es war eine sehr schöne, aber auch harte Zeit; denn ich mußte alles wahrnehmen, denn er war viel unterwegs zu akademischen Vorträgen in ganz Pommern und ließ mich alleine dort, so daß ich mich "hindurchwürgen" mußte. Ich habe dennoch viel von ihm gehabt, weil wir auch jeden Morgen noch wissenschaftlich gearbeitet haben.

Ich habe mir damals schon überlegt, ob ich nicht promovieren sollte. Zuvor kam ich aber noch nach Stolp zu Pastor P., dem damaligen Standortpfarrer des Reiterregiments V. Das war ein stolzes Regiment, das die Tradition der Danziger Husaren hatte. Der Regimentskommandeur ehrenhalber war der Feldmarschall von Mackensen. Auch dadurch und durch die vormilitärische Ausbildung, die ich genossen hatte, sowie durch die Kasernenabendstunden, die ich zusammen mit Pastor P. hielt und durch die Tatsache, daß ich Verwandte beim Regiment hatte, die dort als Offizier Dienst taten, hatte ich eine gewisse Nähe zu diesem ganzen Bereich. Diese Kasernenabendstunden waren damals noch eine sehr fruchtbare Angelegenheit. Ich weiß nicht, ob bei diesem Regiment ein großer Druck ausgeübt wurde. Die Kasernenabendstunden waren immer sehr gut besucht, aber die Männer sind auch gerne gekommen. Ich habe mit vielen Leuten dort einen menschlich sehr netten Kontakt gehabt. Ich war damals etwa 25. Das gab eine gewisse Nähe, weil wir auf derselben Plattform standen. Der Grund in Pommern war eben von konservativer Tradition geprägt.

Ich habe dann meine Anfrage an Professor Deissner gerichtet, und er hat mich als Doktorand übernommen. Ich wurde Senior des theologischen Studienhauses. Dadurch wurde mir die Arbeit in wirtschaftlicher Hinsicht sehr erleichtert. Meine Eltern waren nicht sehr vermögend, und wir mußten in den Ferien schwer ar-

beiten, um unser Studium zu verdienen. Es war damals nicht so ganz einfach für meine Eltern, drei Kinder studieren zu lassen. Als Heinrich Greeven als Professor nach Heidelberg ging, wurde ich Studieninspektor dieses Hauses. Dadurch hatte ich ein paar Mark und konnte gut dort leben. Ich ging an eine Arbeit, die aus der Umgebung der Forschung von Deissner entstanden war. "Der Begriff der metanoia in der griechischen Philosophie und in der Umwelt des Neuen Testaments und bei Paulus - ein religionsgeschichtlicher Vergleich."

Nun ergab sich folgendes: Deissner war ein Bundesbruder des von mir sehr verehrten Feldebischofs Dohrmann (Wingolf). Dohrmann suchte "gute Leute", wie er sagte, als Aktive für die Wehrmachtseelsorge, die sich theologisch ausweisen konnten durch ein gutes Examen und einen Hang zu dieser ganzen Welt hatten. Er konnte gute Leute brauchen, die einen gewissen militärischen Impetus hatten. Deissner meinte wohl, daß ich dazu geeignet wäre, und ich kam damit auch aus der Klemme heraus, da ich ja als illegaler BK-Mann gar nicht so recht wußte, wohin. Deissner hat mich dann Dohrmann genannt. Ich mußte allerdings eine Auflage erfüllen, nämlich das zweite Examen beim Kirchenausschuß ablegen. Das tat ich auch. Als Hilfsprediger kam ich dann zum Kolberger Dom. Das war für mich eine Auszeichnung, auf die ich stolz war. Ich bin heute noch glücklich darüber, daß ich diese Zeit erlebt habe. Das war 1938.

Ich habe einige schwierige und unangenehme Geschichten mit der Gestapo gehabt, auf die ich jetzt im einzelnen nicht eingehen möchte. Der Superintendent dort war auch ein Mann der Bekennenden Kirche. Er hat mich sehr gefördert, und ich bin ihm für seine väterliche Art und Weise sehr dankbar. Ich hatte eine sehr schöne Zeit von einem halben Jahr, in der ich an meiner Arbeit weitergearbeitet habe, die im zweiten theologischen Examen von der Prüfungskommission sofort übernommen wurde. Und dann kam, völlig überraschend, Ende November ein Fernschreiben, das mir fest in der Erinnerung haftet wegen der markanten, präzisen Aussage, zu der Dohrmann immer neigte: "Diensttritt Gießen, 1. Dezember 38 - Dohrmann, Feldebischof". So bin ich nach Gießen gekommen, wo ich heute noch sitze. Zunächst war ich Standortpfarrer in Gießen unter der Bezeichnung "Kommissarischer Wehrmachtspfarrer". Man mußte ein halbes Jahr als Beamter auf Probe dienen. Ich fing an mit dem Standort Gießen. Dann bekam ich den Standort Marburg

dazu. Den Standort Weilburg bekam ich auch, habe ihn aber nie gesehen, und außerdem den Standort Friedberg. Ich hatte einen eigenen Wehrmachtseelsorgebezirk im Wehrkreis IX, Kassel. Eine Zeitlang konnte ich mich hier einleben. Das war gar nicht leicht. Ich hatte das Glück, daß ich hier einen konservativen Divisionskommandeur hatte, der gleichzeitig mit mir seinen Dienst antrat, Generalleutnant von Appell.

Er war ein glänzender Offizier mit hohen Gaben. Aufgrund seiner Tradition aus der kaiserlichen Armee und des Offizierskorps stand er sehr positiv hinter der Wehrmachtseelsorge. Er hat mich gefördert und vor allen Dingen in den ersten Monaten gestützt. Das war nötig, denn es stellten sich im Offizierskorps die ersten Anzeichen der Heterogenität ein. Es waren Kommandeure dabei bis hoch zu den Bataillonen, die absolut negativ der Feldseelsorge gegenüberstanden und die Seelsorge erschwerten durch Nichtinnehaltung von Divisionstagesbefehlen. Wenn ich in die Kaserne kam, war kein Mensch da, weil es einfach nicht angekündigt worden war. Sie machten auch aus ihrer persönlichen Haltung gar keinen Hehl. Vor allen Dingen auf der Ebene der Kompaniechefs war doch schon ein ziemlicher Einbruch. Das war sehr deutlich zu merken. Damals konnte man sich jedoch noch mit den beim

x Militär üblichen Methoden durchsetzen. Man konnte jenen Menschen dabei behaften, daß er gegen den Divisionstagesbefehl die Bekanntgabe der Dinge nicht eingehalten hätte. Man konnte auch einmal auf den Tisch hauen und sich durchsetzen. Heute erzähle ich diese Geschichten meistens mit einem Schmunzeln. Als dieselben Kommandeure später in Rußland waren, sah die Sache mit einem Mal ganz anders aus. Wir haben oft mit ihnen zusammengesessen beim Divisionsstab. Und dann hieß es: "Ja damals, das waren Zeiten, Herr Pfarrer ... Schwamm drüber!" Wir haben uns hinterher glänzend vertragen. Aber für einen jungen Menschen, der ich damals ja noch war, war diese Zeit sehr schwer.

Man hatte sich gerade so ein bißchen bekannt gemacht, als man eines Tages geheime Kommandosachen bekam, laut derer man sein Quartier am Westwall hatte. Eines Tages stand ich auf dem Hof der Kaserne, es ging an den Westwall. Wir lagen bei Kaiserslautern. Ich habe den gesamten Frankreichfeldzug mitgemacht bis hin nach Südfrankreich. Angoulême war der Standort, den meine Division bezog. Die Zeit der Arbeit dort war eine wirklich gute Zeit.



Mit einem Mal gab es keine Widerstände mehr. Wir haben regelmäßig unsere Gottesdienste halten können, die nicht einmal schlecht besucht waren. Die Soldaten hatten ja alle möglichen Ablenkungsmöglichkeiten als Besatzungstruppe.

Die geistige Situation kam vielleicht am besten dadurch zum Ausdruck, daß nach dem Frankreichfeldzug bei Angoulême ein riesiger ökumenischer (damals hätte man gesagt "Gemeinschafts") Gottesdienst gehalten wurde mit militärischen Formen, wo die Truppe in Bataillonsstärke von mehreren tausend Leuten einmarschierte. Die Militärmusik spielte. Der national gesonnene deutsche Soldat sagte eben damals: "Wir haben den Sieg über Frankreich errungen, und jetzt wollen wir dafür auch dem Höchsten Dank sagen!"

Alte Offiziere, mit denen ich sehr viele gute Freundschaften hatte, waren damals schon skeptisch. Ich erinnere mich an einen alten Major, der sagte: "Lieber Herr Pfarrer, das sind doch alles nur "Als-Ob"-Siege. Warten wir erst mal ab." Mit diesen Leuten konnte man ganz offen reden. Das war eine bestimmte Schicht, vom Obergefreiten angefangen bis hin in die höchste Spitze, mit denen man ganz offen und ohne Scheu reden konnte, weil man ganz genau wußte, die Leute geben dich nicht an. Auch bei der Truppe selbst war das so. Der Pfarrer war doch immerhin eine Vertrauensperson, und wenn ich an meine Fahrer denke, so an den einen Obergefreiten, der mich lange gefahren hat, der kam dann an und sagte: "Na, Herr Pfarrer, was sagen Sie dazu?" Und da habe ich mit diesem Mann ganz offen gesprochen. Wenn er mich angezeigt hätte, wäre es sehr übel für mich ausgegangen. Es war beides da. Bei den Menschen, die nicht besonders zum Denken begabt waren, gab es die große Freude. Bei den etwas nachdenklicheren Menschen war die Frage: "Wo soll das eigentlich noch hingehen?" Die alten Soldaten hatten ja immer noch den Zweifrontenkrieg in den Knochen und fragten sich: "Wie wird das jetzt werden, nachdem bereits England uns den Krieg erklärt hat und Amerika bereits wacklig stand?" So ganz ungetrückt war das nicht. Aber nach außen hin war natürlich alles Glanz und Gloria. Die Wehrmachtseelsorge wäre, wenn Dohrmann nicht gewesen wäre, und wenn Dohrmann die Entwicklung nicht abgeblockt hätte, zu einer Seelsorge der "nationalen Theologie" geworden, wenn gleich man sagen muß, daß auch der Widerstand der Wehrmachtspfarrer und der Pfarrer, die als Reservisten eingezogen waren, dagewesen ist. Ich habe kaum einen Wehrmachtspfarrer und kaum einen Kriegspfarrer getroffen, der ein

extremer Deutscher Christ gewesen wäre. Die Ausnahmen kannten wir ganz genau. Wir wußten ganz genau, wer von den Kollegen so weit rechts stand, daß man sagen konnte: Er ist ein Deutscher Christ. Das theologische Gespräch verstummte in seiner Gegenwart. Aber ansonsten waren wir in der Gesamtheit sicher einheitlicher theologisch geformt, als es normalerweise in der "Zivilkirche" gewesen ist.

Den Militärgottesdienst in der Kathedrale habe ich selbst gehalten. Ich meine, über Römer 8 gepredigt zu haben: Ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben mich trennen kann von der Liebe Gottes. Ich meine, daß ich über das Geborgensein bei Gott gesprochen habe. In dem Gebet für Führer, Volk und Wehrmacht, das im Feldgesangbuch und in der Feldagende stand, hieß es: "Gib dem Führer weisen Rat und gute Tat nach deinem Wohlgefallen und bereite dem Blutvergießen ein gnädiges Ende." Das habe ich gebetet. Da konnte ich dahinterstehen. Da hieß es nicht: "Schenke unseren Waffen den Sieg." Ich weiß nicht, wie es im ersten Weltkrieg gewesen sein mag. Sicher war es anders. Aber uns kam das nicht über die Lippen. Dazu waren wir zu sehr Außenseiter, Wir waren zwar integriert, aber weltanschaulich und ideologisch standen wir auf einer anderen Basis. Wir haben auch so viel Gräßliches erlebt und so viel Schreckliches, daß uns diese sehr oberflächlichen Wendungen eigentlich nicht in den Mund kamen. Wenn man jeden Tag Sterbende im Arm hat oder Sterbende sieht, wie in Rußland, oder wenn man sieht, wie die Truppenteile dezimiert werden, verging einem diese Phraseologie.

Ich habe schon eingangs des Krieges, nach dem Frankreichfeldzug, eine innere Reserve gespürt. Bei den älteren Offizieren jedoch nicht. Bei den Offizieren, die aus der alten Reichswehr kamen, dem Hunderttausend-Mann-Heer und die den Weltkrieg mitgemacht haben, bei denen war alles klar. Da war die preußisch-christliche Tradition ungebrochen. Ich denke aber an einen Typen, der war SA-Brigadeführer, ein Freund von Gauleiter Sprenger. Der wurde bei uns General. Hinter der Hand flüsterte sich man zu: "Sei vorsichtig!" Er hat zum Schluß als Volksgrenadierdivision meine Division geführt. Ich war nicht mehr dabei.

B: Bei den Gottesdiensten, die Sie gehalten haben, wird man wahrscheinlich verschiedene "Gattungen" unterscheiden können.

Sch: Im Frieden habe ich selbstverständlich die landeskirchliche Agende benutzt; denn wir waren ja ein Teil der Landeskirche. In regelmäßigem Abstand habe ich mindestens einmal im Monat in Gießen Standortgottesdienst gehalten. Die Garnisonskirche war eigentlich immer voll. Wer wirklich nicht gehen wollte, der brauchte nicht zu gehen. Ich habe es niemals erlebt, daß Repressalien angewandt worden wären. Das waren ganz normale Gottesdienste, bei denen ich auch den Text des Sonntags benutzte. Ich erinnere mich an einen Sonntagsgottesdienst, den ich in der schönen alten Universitätskirche von Marburg gehalten habe, die gleichzeitig auch Garnisonskirche war. Ich habe gepredigt über den Text: "Wer Sünde tut, der ist der Sünde Knecht. So euch der Sohn frei macht, so seid ihr recht frei." Es war mein erster Gottesdienst in Marburg. Die Leute haben wirklich erstaunlich zugehört. Auf der Tribüne saß mein alter Praktischer Theologe aus Königsberg. Er kam nachher zu mir und sagte: "Na, Herr Schubring, da haben Sie aber ganz schön Mut gehabt!" Von daher weiß ich, daß ich mich einfach an diese Ordnung gehalten habe.

Im Kriege gab es ja dieses "Merkblatt zur Feldseelsorge", in dem ja interkonfessionelle Gottesdienste befohlen wurden. Das sollte die Hauptform sein. Ich hatte einen sehr lieben und mir brüderlich verbundenen Kath. Divisionspfarrer, und wir haben uns abgestimmt, daß wir das von vornherein nicht beachten wollten. Wir haben prinzipiell konfessionelle Gottesdienste gehalten. Wenn im Kampf überhaupt die Möglichkeit bestand, sich in eine Ecke zu setzen im Rahmen eines kleinen Gottesdienstes, haben wir die andere Konfession immer miteingeladen. Es wurde nicht zur Regel gemacht, daß man sagte: "Es findet jetzt ein evangelischer Gottesdienst statt." Sondern, wenn der evangelische Divisionspfarrer kam, war es eben ein evangelischer Gottesdienst, und wenn der katholische Divisionspfarrer kam, war es ein katholischer Gottesdienst. Die Leute von der anderen Konfession gingen eben dorthin, weil der andere Pfarrer ja an der ganz anderen Ecke war. Das war bei einer solch großen Zahl von Soldaten gar nicht anders möglich. Wir beide waren immer eines Sinnes. Mein katholischer Kollege ist nachher einer meiner liebsten Freunde geworden. Leider ist er gestorben. Ich werde ihn nie vergessen. Das war ein christlicher Bruder, wie man ihn sich nur wünschen kann.

Als der Krieg ernsthaft begann, also in Rußland, mußte man sich nach den Gegebenheiten richten. Wenn einmal ein paar Kompanien oder ein Bataillon in Ruhe zurückgezogen war, hieß das, daß dieser Truppenteil etwa 6-7 km hinter der Front lag. Da habe ich versucht, einen regulären Gottesdienst zu halten. Es wurde ein Feldaltar aufgebaut. Das haben die Männer wunderbar gemacht. Die haben sich eingesetzt. Es war rührend. Die wesentlichen Teile einer evangelischen Liturgie waren: Introitus, Salutatio, Schriftlesung, Predigt, Vaterunser, Gebet, Segen. Die Feldagende ist mir nicht recht in Erinnerung, aber ich werde sie wohl benutzt haben. Ich hatte sehr viel persönliche Literatur mit. Ich habe die Feldagende nicht als verbindlich angesehen. Im Grunde waren wir Divisionspfarrer die freiesten Leute, die es überhaupt gab. Wir haben "von oben" selten etwas bekommen. Wenn es kam, war es zu spät. Ich glaube, ich habe einmal ein Verordnungsblatt vom Feldbischof bekommen. Wir waren völlig auf uns selbst gestellt. Wir haben die Dinge gestaltet, wie wir es nach bestem Wissen und Gewissen tun konnten.

x B: Welches Gewicht hatte Ihr Wort in der Division?

Sch: Sie müssen unterscheiden, das muß man leider sagen, zwischen dem Offizierskorps und den Soldaten. Die Soldaten waren Menschen wie unser Kirchenvolk auch. Akademiker und einfache Soldaten waren darunter. Es war eine Mischung. Die Einschätzung des Divisionspfarrers hing ab von deren persönlicher Tradition und von ihrem Verhältnis zur Kirche. Die Einschätzung des Pfarrers wurde sehr positiv gestützt durch den Krieg selbst. Wenn ich mit zwanzig Leuten bei einem Gottesdienst stand, waren von den zwanzig nach drei Tagen vielleicht elf nicht mehr da. Und das wußte jeder. Da haben wir uns nichts vorgemacht. Manche traf ich wieder auf dem Hauptverbandsplatz. Wenn die Männer den Eindruck hatten, daß dieser Mann, der da Divisionspfarrer war, sich um sie kümmerte und sie nicht im Stich ließ, daß er zu ihnen kam, nicht in der Aufgabe, zu kämpfen, obwohl ich ganz scheußliche Kampfsituationen mitgemacht habe, daß er eben zu ihnen "nach vorne" kam, daß er vor allem auf dem Hauptverbandsplatz da war, daß er ihnen auch da geholfen hat ... Es war also eine durchaus positive Einschätzung bei der Truppe vorhanden.

Bei den höheren Offizieren war das sicher auch so. Bei den mittleren Graden ließ das nach. Im Offizierskorps war das leider so, daß die Herren sich sehr stark richteten nach der Einstellung ihres Kommandeurs. Wenn Feldgottesdienst war und der General kam, dann war natürlich der Regimentskommandeur oder der Kompaniechef auch da. Wenn sie spürten, daß der General ablehnend war - ich habe eigentlich keinen erlebt - dann waren sie eben nicht da oder es waren eben nur die da, die wirklich eine echte Bindung an den Glauben hatten. Das war verschieden.

Wenn ich an meine seelsorgerliche Arbeit zurückdenke in meinem ganzen Leben, dann war die Arbeit im Kriege eine Arbeit, die unerhört befriedigend in der Richtung war. Es ist schwierig, das auszudrücken, denn man sollte mir nicht unterstellen, daß ich um der positiven Leistung einer solchen Seelsorge willen den Krieg wünschte. Aber ich bin durch diese Arbeit eigentlich erst so recht zum Theologen geworden. Ich war ja ein junger Mann und hatte kaum eine Gemeinde gehabt. Das Kriegserlebnis hat mich doch sehr gefördert und geformt, weil es immer um das Wesentliche ging. Wenn ich dann zum Lazarett kam, das waren in Rußland meistens Panjebuden, dann sagte der Chefarzt meistens: "Herr Pfarrer, gehen Sie mal da hinein, da liegen ein paar Bauchschüsse. Von denen lebt heute abend keiner mehr." Das ist für einen jungen Menschen nicht einfach, so einen nach dem anderen im Arm zu haben und sie so nacheinander sterben zu sehen. Und wenn Sie jede Nacht so herumsitzen und bei den Operationen dabei sind ... Zu den Ärzten habe ich ein hervorragendes Verhältnis gehabt. Ich fand nur offene Türen. Es war so wie bei Peter Bamm mit seinem Obergefreiten. Genau so war das. Das war eine großartige Sache. Und es ist geblieben bis zuletzt.

Von Lazarettseelsorge kann man im strengen Sinne nicht sprechen. Lazarette waren die Kriegslazarette, die rückwärts lagen. Es war zuerst einmal die Verwundetensammelstelle am Wagenhalteplatz, dann kamen die beiden Sanitätskompanien, von denen eine immer im Einsatz war, manchmal sogar beide. Wenn ich nicht bei der Truppe war, dann war ich meistens bei den Männern am Verwundetennest, um die Leute aus dem Feuer herauszubringen. Es ist unerhört beeindruckend für die Menschen gewesen, wenn da einer kam und ihnen die Hand hielt oder den Kopf. Wenn es wirklich zuendeging, war noch einer da, der den Mut hatte, ein Gebet zu sprechen.

Vor einem halben Jahr habe ich einen Brief bekommen, den ich von Rußland aus an die Eltern eines Schwerverwundeten geschickt hatte. Den haben sie aufgehoben wie ein Heiligtum. Da war viel zu machen. Bei den Verwundeten, die leichter verwundet waren und nur ein paar Tage da lagen, konnte man schon, ohne das zu zwingen, seelsorgerliche Glaubensgespräche führen. Ich hatte auch immer Gelegenheit, Gruppenandachten zu machen. Das dauerte ja nur ein paar Minuten. Ich sage dann: "Kameraden, kommt mal her, wir wollen uns mal einen Moment zusammenstellen hier. Ich möchte euch ein Bibelwort vorlesen." Da kamen dann ein paar Sanitäter, soweit sie frei waren, vielleicht vier bis sechs Leichtverwundete, nahmen ihr Krätzchen ab und hörten ganz still und innig zu oder beteten mit, wenn man ein Gebet sprach.

B: Haben Sie bei Einzelgesprächen eine bestimmte "Marschrichtung" gehabt?

Sch: Die Intention war einfach die, den Menschen zum Nachdenken zu bringen über zentrale Glaubensaussagen. Das war von Situation zu Situation verschieden. Wenn ich einen Leichtverwundeten vor mir hatte, der froh war, daß er einen Heimatschuß bekommen hatte und mir vorjubelte: "Gott sei Dank, jetzt habe ich einen!" konnte das sogar ganz lustig sein, so makaber das klingt. Zuerst habe ich mich einmal herangetastet: Was sind das für Leute? Besonders in Erinnerung habe ich sehr intensive Gespräche mit jungen Leuten, die gottgläubig waren, aber nun doch so angestoßen waren, daß sie etwas wissen wollten. Ich erinnere mich an einen jungen Offizier, dessen Eltern ich leider hinterher nicht mehr gesehen habe. Er war zunächst ganz überzeugt gottgläubig. Er hatte einen Bauchschuß. Ich glaube, er ist nicht davongekommen. Das waren ganz ernste Gespräche. Da ging es wirklich um das Letzte, ganz ruhig, ganz sachlich - nachdenken, anregen. Ich habe dann gefragt: "Darf ich mit Ihnen beten?" Das hat mir eigentlich nie einer abgelehnt.

B: Hatten besonders die Einzelgespräche angesichts des Letzten eine besondere theologische Färbung?

Sch: Wichtig war mir, und das sind Kulminationspunkte meiner Theologie, die man natürlich auch anders formulieren kann, die beiden Dinge: Geborgenheit und Frieden. Es war seelsorgerlicher Zuspruch. Ich muß Ihnen ganz ehrlich sagen: Ich kann mich eigentlich nicht erinnern, daß ich den Gerichtsgedanken auch jemals nur ins Feld gebracht hätte, es sei denn, daß ich gesagt hätte

das von mir innig geliebte Gleichnis vom verlorenen Sohn. Das ist doch etwas Wunderbares, wenn da einer da ist, der dich annimmt, so wie du bist, und wenn du sagen kannst: Ich gehe zu meinem Vater. In diese Richtung ging das, und es hat auch immer sehr geholfen. Die Betreffenden waren danach immer sehr still. Ich habe auch schreckliche Szenen erlebt, wie Verwundete mit einem Bauchschuß sich die Verbände abrissen. Der Sohn eines Reichskriegsgerichtsrats, der im Zusammenhang mit dem 20. Juli 1944 aufgehängt wurde, starb während des Vaterunser in meinem Arm. In diesem Moment schrie der Kamerad neben uns: "Wenn ich doch glauben könnte! Wenn ich doch glauben könnte! Verflucht, die mir den Glauben nahmen!" So etwas gab es natürlich. Es waren viele Nächte, die mich sehr geprägt haben.

B: Sie haben sicherlich auch Begegnungen mit der Kriegsgerichtsbarkeit gehabt?

Sch: Ich habe sehr positive Erfahrungen gemacht, das war aber, glaube ich, eine Ausnahme. Das kam daher, daß ich einen Kriegsgerichtsrat hatte, der ein sehr honoriger Mensch war. Er hat sehr mit den Männern mitgelitten. Es gab nun einmal im Kriege die Möglichkeit der Todesstrafe. Ich habe bei ihm einen einzigen Fall von Todesstrafe erlebt. Und da war er nicht in der Lage, das abzuwenden. Es war folgender Fall: Ein Soldat war desertiert, und zwar ein Mensch, der gar nicht hätte eingezogen werden dürfen, weil er kriminell belastet war. Er war nach Berlin entwichen und hatte dort unter dem Schutz der Dunkelheit Luftschutzverbrechen begangen, Frauen überfallen und sich so Geld verschafft. Man hatte ihn geschnappt, und er wurde erschossen. Das ist das einzige Mal, daß ich so etwas überhaupt erlebt habe. Ich war bei ihm. Er lehnte eine seelsorgerliche Betreuung ab. Ich habe ihm aber gesagt, daß ich für ihn da wäre. Er war freundlich und nett, blieb aber bei seiner Ablehnung. Nun gut, da war nichts zu machen. Ich bin aber mit ihm gegangen bis zum Pfahl. Ich habe mit dem Kriegsgerichtsrat laufend ganz engen Kontakt gehabt. Er ist manchmal völlig verzweifelt gewesen. Es ging ja nicht nur um Todesurteile. Da wurde ja degradiert und so weiter. Ich war durchaus auch sein Seelsorger. Ich bin es heute noch. Mit der Institution Kriegsgerichtsbarkeit hatte ich jedoch -außer bei den Todesurteilen- überhaupt nichts zu tun. Aber der Kriegsgerichtsrat hat mir, wenn schwierige Dinge vorlagen, immer davon

etwas mitgeteilt, etwa in dem Sinne: "Kümmere dich doch 'mal um den Menschen da." Bei unserer Division wurden sehr stark bestraft Plünderung, auch wenn sich Soldaten russischen Frauen in unziemlicher Weise genähert hatten, wurde sehr hart bestraft.

Der berühmte Kommissarerlaß wurde bei uns nicht durchgeführt. Ich bin dabei gewesen, als das als geheime Kommandosache kam. Der Freiherr von Sch. ließ die selbständigen Kommandeure kommen, verlas das und sagte: "Meine Herren, ich habe Ihnen das zur Kenntnis gegeben. Wir sind uns darüber einig, daß das genügt." Diese Leute haben den Divisionspfarrer noch geholt, was am Ende des Krieges in dem Maße nicht mehr der Fall war. Da hatte man schon einmal mit jüngeren Offizieren zu tun, die noch schnell zum General befördert worden waren usw.

B: Sind Sie Ihrem NSFO begegnet?

Sch: Ja, sehr. Dieser NSFO kam nachher; das war ein armer Kerl. Er war Leutnant beim Nachschub. Er war höherer SA-Führer in M. Er wurde NSFO und gleich zum Hauptmann befördert, war aber ein anständiger Kerl. Wir kannten uns schon vorher durch die Truppe. Er kam zu mir und sagte: "Ich bin jetzt hier, werde Sie aber nicht behindern." Ich sagte: "Das können Sie gar nicht." Es ging alles sehr gut. Nachher war er bei der Truppe nicht so sehr angesehen. Ich habe Szenen erlebt, die wären gut fürs Witzblatt gewesen. Ich kam auf den Hauptverbandsplatz, als er seine Rede dort hielt und hörte, wie jemand rief: "Besorgen Sie uns erst 'mal 'ne Flasche Schnaps, Herr Hauptmann!" Nach dem Kriege saß ich in meinem Pfarrhaus, da kommt ein Mann herein, der hat nur noch ein Bein. Das war dieser NSFO, der in Frankreich noch sein Bein verloren hatte. Bei der Spruchkammer stand er unter Gruppe 1. Ein paar Hauptleute, der Stabsveterinär und ich haben ihn entlastet. Er ist dann in der Gruppe 3 noch einigermaßen davongekommen. Da habe ich Glück gehabt. Es gab aber natürlich auch andere.

(Ich war zuletzt in Rumänien. Und meine Division brach zusammen wie alle dort. Jeder versuchte, sich als Rückkämpfer abzusetzen. Die Truppe ist faktisch untergegangen. Der Divisionsstab ist komplett gefangen worden. Ich war der letzte, der den General noch gesprochen hat. Der Hauptverbandsplatz lag schon völlig im Einzugsbereich der russischen Artillerie, aber keiner wagte



es, ohne Befehl den Hauptverbandsplatz mit 800 Verwundeten zu räumen. Ich sollte schließlich den Räumungsbefehl nach rückwärts bringen. Aber zum Glück war man schon abgerückt als ich kam. Ich bin gerade noch einmal den Russen entwischt. Dann wurde ich krank und kam ins Lazarett. Dann erkrankte der Armeepfarrer der 4. Armee, und da kein anderer Aktiver da war, wurde ich stellvertretender Armeepfarrer).

Der Divisionspfarrer ist der Pfarrer der Truppe. Der Armeepfarrer ist dienstaufsichtführender Pfarrer.

B: Sie sind des öfteren dem Feldbischof begegnet. Können Sie etwas über ihn sagen?

Sch: Dohrmann war ein konservativer Theologe im besten Sinne, der wohl seine Wurzeln bei Schlatter haben mag. Vom Luthertum hat er seine Zwei-Reiche-Lehre gehabt und das Verhältnis zu Römer 13. Er hatte eben das Glück oder das Unglück, daß er als alter aktiver Wehrmachtspfarrer in Stettin Feldbischof wurde. Das Großartige scheint mir zu sein, daß er bis zuletzt, bis er keine Möglichkeiten mehr hatte, die Wehrmacht von deutschchristlichen Einflüssen abgeschirmt hat und insofern die Wehrmachtseelsorge vom Zugriff durch das Heer geschützt hatte, so daß das Heer die Inhalte der Wehrmachtseelsorge nicht noch weitergehend bestimmen konnte. Das danken wir ihm bis übers Grab hinaus. Er war auch seelsorgerlich ein Mann, der einen aufrichten konnte. Wenn ich aus Rußland kam, bin ich nach Berlin gefahren und habe mich bei ihm gemeldet. Solche Leute sind einfach herzerfrischend. Er hatte die Mischung aus geistiger Wendigkeit und pietistischem Glauben. Für mich war das eine unerhört stärkende Angelegenheit.

Als ich hier in Gießen einen Gottesdienst zu halten hatte, fuhrten wir mit dem Wagen des Kommandeurs. Unterwegs examinierte er mich: "Na, Herr Schubring, Sie wissen doch sicher, wie heißt es da noch in 2. Kor. 4 "Dieweil ich ein solch Amt habe, wie mir denn Barmherzigkeit widerfahren ..." machen Sie mal weiter!" So kamen die Dinge Schlag auf Schlag. Das war für ihn entscheidend, ob man sich auskannte im NT. Als ich dann noch einige Dinge griechisch aufsagen konnte, weil ich sie in meiner Examensarbeit hatte, war er natürlich ganz glücklich.

Wir haben im Kriege sehr wenig von ihm gehört. Das war einfach nicht drin. Wir haben ja auch kaum einen Armeepfarrer gesehen.

Eine große Hilfe waren die Predigtmeditationen, die verschickt wurden. Das war eine Gruppe, die sich hier zusammengefunden hatte und Predigthilfen erstellte. Sie wurden sogar von der Bekennenden Kirche hektographiert. Fast jeder Divisionspfarrer hat sie bekommen. Das war von Dohrmann initiiert.

Mit der Vorbereitung einer Predigt war es so eine Sache. Ich habe manches Mal im Bunker gesessen und verzweifelt mein Neues Testament in den Händen gehabt, während die Kameraden in der nächsten Ecke Skat spielten. Hin und wieder habe ich mich natürlich auch vorbereiten können, wie man es gewohnt war und wie man es gerne gehabt hätte. Ich habe niemals eine nationale Durchhaltepredigt gehalten. Das habe ich deshalb nicht getan, weil ich solche Art Predigten aus dem 1. Weltkrieg gelesen hatte. Das war für mich ein Greuel, und es kam ja auch meine theologische Ausbildung dazu, die eigentlich eine vom Pietismus getragene Ausbildung war, wenn Sie so wollen. Wenn ich eine Predigt hielt, habe ich textbezogen gesprochen. Wenn ich die Möglichkeit hatte, darüber nachzudenken, habe ich mir ein paar Stichworte gemacht. Die meisten Predigten sind spontan gehalten worden aus dem unmittelbaren Erleben heraus. Da sprach man natürlich die Männer auf das an, was sie durchgemacht hatten. Man mußte sie in ihrer Situation aufsuchen, dann hatte man sie auch.

B: Fiel es Ihnen schwer, diese Dinge direkt an- und auszusprechen, also etwas, was den Zuhörern doch wohl auch wehtat?

Sch: Die Männer waren diesem Geschehen gegenüber so versachlicht, daß man diese Dinge direkt beim Namen nennen konnte. Ich konnte es tun. Einem anderen hätten sie es vielleicht nicht so geglaubt. Die entscheidende Frage war ja die, wie man diese Dinge überwindet und ob es überhaupt eine Möglichkeit gibt, diese Dinge zu überwinden. Solche Texte wie "In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost ..." lagen mir sehr nahe. Auf diese Weise habe ich die Männer angesprochen und gesagt: "Das ist ja nun so. Da ist nichts Heroisches, wenn euer Kamerad da jetzt arm und elend auf dem Hauptverbandsplatz liegt. Der Soldat hat ja keine feige Angst, aber ein unerhörtes Bangen." Dann ging man dazu über zu fragen: "Aber was bedeutet das: Ich habe die Welt überwunden? Habt ihr darüber eigentlich einmal nachgedacht?" Meistens gab es ja Gespräche in kleinen Gruppen. Wann habe ich einmal Feldgottesdienst gehalten? Ein paar Mal, öfter nicht. Das war eine Seltenheit und nur in Ruhe möglich.

Meine Predigten waren ausgesprochen seelsorgerlich.

B: Können Sie etwas über Lonicer sagen?

X Sch: Wir wissen ja alle, was mit Lonicer los war, mit seinem Deutschen Christentum. Aber eines muß ich ihm nachsagen. Als Armeepfarrer und als Heeresgruppenpfarrer hat er sich für die Freiheit der Feldseelsorge eingesetzt. Ich habe noch nie so gute Befehle oder Anordnungen von einer Heeresgruppe bekommen wie zu der Zeit als Lonicer da war. Das muß man ihm lassen. Ansonsten standen wir ihm mit äußerster Vorsicht gegenüber.